

Konservatismus in Wissenschaft, Politik und Publizistik

Der 2017 erschienene Sammelband von Sebastian Liebold und Frank Schale beleuchtet die heterogenen Grundzüge konservativer Ideengebäude der deutschen Nachkriegszeit.

Sebastian Liebold, Frank Schale (Hg.): *Neugründung auf alten Werten? Konservative Intellektuelle und Politik in der Bundesrepublik*. Baden-Baden: Nomos, 2017.

Von Isabelle-Christine Panreck.

15.000 Demonstranten versammelten sich bei der Abschlusskundgebung des Vietnam-Kongresses am 17./18. Februar 1968 in Berlin in Folge der umstrittenen Tet-Offensive der USA im Vietnam. Genau 50 Jahre liegt der vorläufige Höhepunkt des studentischen Aufbegehrens zurück, das nicht nur die Universitäten, sondern auch die gesamte deutsche Gesellschaft erbeben ließ. Die Kombination aus Demokratie und fixer gesellschaftlicher Ordnung, die die junge Bundesrepublik seit ihrer Geburtsstunde getragen hatte, geriet ins Wanken. Altbewährte Vorstellungen des guten Lebens in Form von religiösem Zugehörigkeitsgefühl und familiärer Bindung schienen sich aufzulösen. Wer den neuen Zeitgeist nicht mittrug, zählte zur „konservativen Verhärtung“ der ewig Gestrigen. Was die kaum freundschaftlich gemeinte Fremdzuschreibung als „konservativ“ indes konkret bedeutete, blieb nebulös.

Bis heute erfolgt die Verwendung des Begriffs ideologisiert und wenig trennscharf, so die Ausgangsthese des Sammelbandes *Neugründung auf alten Werten? Konservative Intellektuelle und Politik in der Bundesrepublik* von Sebastian Liebold und

Frank Schale, der 2017 im Nomos-Verlag erschienen ist. Unter den Schlagworten der konservativen Politiker, der konservativen Akademiker sowie des Liberal-konservatismus und Nationalkonservatismus nach 1968 beleuchten neun Beiträge den Konservatismus in der Adenauer-Ära und den frühen 1970ern mit dem Ziel, die innere Heterogenität der konservativen Strömungen zu offenbaren. Ein einleitender Beitrag problematisiert überdies die Unschärfe des Begriffs „Konservatismus“; ein abschließendes Kapitel resümiert die Erkenntnisse der einzelnen Beiträge und fragt nach Perspektiven für die zukünftige Forschung über konservative Intellektuelle.

Einführend betont *Frank Schale* die enorme Pluralität an Ansätzen innerhalb der konservativen Denkrichtung. Jenseits des Kerns des Konservatismus – das Bewahren – finde sich kaum eine erschöpfende Definition des Begriffs. Im Sinne der „Intellectual History“ gelte es daher, das konservative Denken historisch zu kontextualisieren. Um Erkenntnisse darüber zu gewinnen, was die jeweils untersuchten Strömungen unter „konservativ“ verstehen, formuliert Schale fünf Fragen: Worin bestand, erstens, das konservative Integrationsmoment? Welche Bedeutung hatten, zweitens, ideologische Restbestände aus Kaiserreich, Weimarer Republik und Nationalsozialismus im Nachkriegskonservatismus? Welche Konfliktlinien bestanden, drittens, innerhalb des Konservatismus? Wie veränderte sich der Konservatismus, viertens, nach der Adenauer-Ära, insbesondere nach 1968? Schließlich fünftens, welche internationalen und europäischen Verknüpfungen zeigten sich im Konservatismus der Nachkriegszeit?

Nicht alle Kapitel orientierten sich an den leitenden Fragen. *Peter Becker* über den Politiker Andreas Hermes und *Nils Lange* über den Publizisten Matthias Walden führen eher allgemein in das politische Denken der Porträtierten ein. Eng am vorgegebenen Aufbau orientieren sich die Kapitel *Martina Strebers* über die Deutsche Partei in den 1950er Jahren, *Johannes Großmanns* über die abendländische Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg, *Sebastian Liebolds* über Arnold Bergstraesser, *Frank Schales* über Carl Joachim Friedrich, *Magnus Klaues* über Max Horkheimer und *Martin G. Maiers* über den konservativen Antikommunismus im Jahrzehnt nach 1968.

Martina Streber stützt ihre Analyse der Deutschen Partei überwiegend auf Schriften der beiden Hauptakteure Hans-Joachim von Merkatz (1905-1982) und Hans Mühlenfeld (1901-1969). Beiden sei nach 1945 die Notwendigkeit einer Neudefinition konservativer Politik bewusst gewesen, habe der Nationalsozialismus doch konservative Positionen im Sinne der eigenen Ideologie umgedeutet (S. 35). Der niedersächsische Landesverband – auch nach geographischer Öffnung der vormaligen Regionalpartei federführend – stand für die konservative Erneuerung, die auf drei programmatische Punkte hinauslief: Erstens, das Verfolgen einer anti-rationalistischen Politik mit dem Ziel der gesellschaftspolitischen Rekonstruktion der natürlichen Ordnung mit den Elementen Heimat, Grund und Boden, Sitte und Brauch, Freiheit, Recht und Religion (S. 43). Zweitens, der Schutz des Menschen, der fest in eine soziale Ordnung eingebunden sein muss, was in die Pflege von Traditionen, Institutionen und die Achtung der Geschichte mündet (S. 44 f.). Drittens, die Freiheit, die nur in einer auf konservativen Werten beruhenden Gesellschaft möglich ist. Der letzte Punkt hebt dabei den Antagonismus von Liberalismus und Konservatismus auf (S. 46 f.).

Johannes Großmann behandelt die Transnationalisierung des Konservatismus nach dem Zweiten Weltkrieg. Am Beispiel der abendländischen Bewegung zeigt er, wie sich eine konservative Bewegung europäisch vernetzte, die inhaltlich auf dem Föderalismus und der Subsidiarität als naturrechtliche Grundprinzipien im Sinne des Katholizismus fußte (S. 54-56). Finanzielle und organisatorische Unterstützung erhielt der europäische Dachverband *Centre Européen de Documentation et d'Information* (CEDI) durch die spanische Regierung, die dem Regime Francos europäisch Gewicht verschaffen wollte (S. 67). Für die deutschen Vertreter – auch von Merkatz arbeitete regelmäßig im CEDI mit – bestand der Reiz des Austausches in der Diktatur im abgeschirmten Kommunikationsraum, so Großmann, da die Gefahr medialer Sanktionen abwesend war (S. 67). Inwiefern der Konservatismus der Abendländer auf der Grenze zwischen Demokratie und Extremismus lavierte, lässt der Autor dabei weitgehend offen. Eine normative Bewertung bleibt aus.

Widmen sich Streber und Großmann zwei Bewegungen, rücken mit Bergstraesser, Friedrich und Horkheimer drei Gelehrte in den Blick Liebolds, Schales und Klaues.

Die Einordnung der drei Wissenschaftler unter das Attribut „konservativ“ irritiert – und offenbart die innere Heterogenität konservativer Ideen. Nach *Sebastian Liebold* verschrieb sich Bergstraesser einem humanistischen Konservatismus, indem er nach Kulturtraditionen suchte – zum Beispiel bei Goethe und dessen Staatsverständnis (S. 108). Bergstraesser habe nach dem Ausgleich von Tradition und Moderne gesucht, indem er das Verhältnis des Einzelnen, der Vielen und der Ordnung hinterfragte. Partizipation und bürgerliche Teilhabe lehnte er nicht gänzlich ab: Bergstraesser stand für einen freien Willensbildungsprozess, der allerdings eine breite politische Bildung zur Grundlage haben müsse. Im Ziel der Herstellung von Urteilsfähigkeit der Bürger ergänzen sich Konservatismus und Rationalismus neu, so das Ergebnis Liebolds (S. 115 f.).

In welchem Verhältnis Liberalismus und Konservatismus genau stehen, bleibt bei Liebold eine Randnotiz. *Frank Schales* Betrachtung über Carl Joachim Friedrich rückt diesen Aspekt indes ins Zentrum der Analyse. Den Ausgangspunkt des Beitrags markiert Schales Kritik an Hans J. Lietzmann, der in seiner Habilitationsschrift Friedrich zu stark in die Nähe Carl Schmitts rücke. Schale – in diesem Punkt einig mit Klaus von Beyme – ordnet Friedrich eher in die liberale Denkrichtung ein, wobei Friedrichs Vertrauen auf Eliten in Zeiten politischer Krisen ein konservatives Moment innehave: Solange die Gemeinschaftsbildung erfolgreich verlaufe, argumentiere Friedrich liberal, sobald die innere Kritik die Gemeinschaftsbildung störe, hänge Friedrich dem Konservatismus an, indem er eine Elitenherrschaft ohne demokratische Kontrolle fordere (S. 151). Werte sind für Friedrich dabei instrumentell: Die konkreten Inhalte der Werte nennt er nicht, was sein Denken vom Konservatismus des 19. Jahrhunderts unterscheidet (S. 152).

Max Horkheimer als Vordenker der Kritischen Theorie dem Konservatismus zuzuordnen, erscheint paradox. Der Konservatismus Horkheimers, so *Magnus Klaue*, äußere sich in dessen Einstehen für Verfassungstreue. Aufgabe der Kritischen Theorie sei demnach, etwas vom Überlieferten zu behalten, indem die Negativität der Wandlung sichtbar gemacht werde. Kurzum seien die Kombination aus *stasis* und Fortschritt gut, die Verbindung aus *dynamis* und Fortschritt indes berge Gefahren – schließlich hätte diese auch der nationalsozialistischen Bewegung zugrunde

gelegen. Als Konservativer erscheint hier, wer Fortschritt nicht um jeden Preis verteidigt. Inhaltlich habe sich Horkheimer für die Verankerung des Schutzes der Familie in der Verfassung ausgesprochen, da das Individuum hier gegenüber dem Kollektiv gestärkt werde. Die These Klaues ist durchaus streitbar. Sie gewinnt an Überzeugungskraft, wenn Konservatismus nicht essentialisiert wird, sondern als eine Sammlung von Argumenten erscheint, die mit anderen Gedankengebäuden kombinierbar ist.

Klingen Überlegungen zur Abgrenzung von Liberalismus und Konservatismus in den Kapiteln über Bergstraesser, Friedrich und die Deutsche Partei an, macht *Martin G. Maier* das Verhältnis von Konservatismus zu Liberalismus und Kommunismus zum Gegenstand seines Beitrags. Das Aufkommen der „Neuen Linken“ und die Studentenbewegung provozierten nach Maier eine Reaktion des konservativen Spektrums, die nach 1968 in einen antikommunistischen Konsens mündete. Im Rückgriff auf Kaltenbrunner sei der Konservatismus als Erbe und Kritiker des Liberalismus zu verstehen. Indem der Liberalismus aber zur Parteinahme für die Revolution statt für die Ordnung neige, habe er die Ignoranz von Autoritäten begünstigt und dadurch Fremdbestimmung ermöglicht (S. 203). Nach 1968 – so das Ergebnis Maiers – bezog sich der Anti-Kommunismus nicht länger ausschließlich auf einen äußeren Feind, sondern auf die aus Sicht einiger Konservativer selbstzerstörerischen Tendenzen in der Gesellschaft, da der Primat des Staates über die Gesellschaft aufgegeben sei. Im Falle von Hans-Dietrich Sander könne der konservative Anti-Kommunismus gar als „funktionaler Antikommunismus“ gelten, der sich gegen den liberal-demokratischen Staat selbst richte (S. 207 f.).

Inwiefern Konservatismus unvereinbar mit der liberal-demokratischen Verfassung sein kann, rückt in den Mittelpunkt des Beitrags von *Tobias Bartels* über Sprache und Ideologie des Konservatismus. Im Gegensatz zu den übrigen Beiträgen macht sich der Aufsatz konkret zur Aufgabe, die Forschungsperspektive „Intellectual History“ methodisch fruchtbar zu machen. Hierzu schlägt Bartels die Kombination aus dem Ansatz politischer Sprachen nach John Pocock und dem morphologischen Ansatz in der Ideologieforschung nach Michael Freeden vor (S. 210). Ohne die konkreten Analyseschritte offenzulegen, kommt Bartels zu dem Ergebnis, der Konservatismus

spalte sich in zwei Stoßrichtungen: Erstens, den moderaten Konservatismus, dessen Kern die Ordnung ist und der für bewährte demokratische Institutionen, Subsidiarität im Sinne der katholischen Soziallehre, eine organisch gewachsene soziale Ordnung und Common Sense-Denken steht (S. 224 f.). Zweitens, den radikalen Konservatismus, der sich in grundlegender Skepsis gegenüber der Moderne in der Tradition der Gegenaufklärung verankert und explizit antiliberale und antidemokratische Wurzeln aufweist. Trotz der methodischen Überlegungen im ersten Part des Beitrags ist die Trennung in moderaten und radikalen Konservatismus nicht immer nachvollziehbar. Warum zum Beispiel die Forderung eines „Europas der Vaterländer“ in einem Atemzug mit dem Ethnopluralismus als radikaler Konservatismus ausgelegt wird, bleibt unklar.

Den Herausgebern des Sammelbandes gelingt es, die enorme Bandbreite konservativen Denkens zu offenbaren. Fernab einer ideologisierten Debatte nähern sie sich dem Gehalt des Begriffs „konservativ“, ohne die jeweiligen Ideen zu homogenisieren. Die Grenzziehung zwischen demokratischem und nicht-demokratischem Konservatismus hätte dabei deutlicher ausfallen können. Die inhaltliche Vagheit begleitet eine gewisse begriffliche Unschärfe, wenn einerseits von „radikalem Konservatismus“ (Bartels) und „Radikalisierung“ (Maier), andererseits von „nationaler Rechte“ (Streber) und „rechtsextrem“ (Liebold, Schlusskapitel) gesprochen wird. Mit der Analyse der europäischen und internationalen Vernetzung des Konservatismus widmet sich der Band einem kaum beackerten Feld der „Intellectual History“, wobei er hier insbesondere über die Einbeziehung der verschiedenen Ebenen der (Partei-) Politik, der Wissenschaft und der Publizistik besticht.

Dr. Isabelle-Christine Panreck ist Politologin und verfasst derzeit ihre Habilitationsschrift in Form einer Werkbiographie über den Heidelberger Politikwissenschaftler Klaus von Beyme.